

TRANSKRIPTIONEN

SYMBOLE

LEICHT
 MITTEL
 SCHWER

- > ÖSTERREICHISCHE, DEUTSCHE UND SCHWEIZER VARIANTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE SIND MIT **A**, **D** UND **CH** GEKENNZEICHNET.
- > DIE MIT * GEKENNZEICHNETEN BEITRÄGE SIND TEILWEISE UMGANGSSPRACHLICH.

Erklär mir das Corona-Virus



[A]* Interview | Podcast „Erklär mir die Welt“
März 2020 | Redaktion: Andreas Sator |
4 min 23 sec



Hallo, ich bin der Andreas, und das ist „Erklär mir die Welt“, der Podcast, mit dem du die Welt jede Woche ein bisschen besser verstehen sollst. Heute geht es um die Virus-Pandemie, die die Welt aus der Bahn geworfen hat, und wie es in den nächsten Wochen und Monaten weitergehen könnte. Licht ins Dunkel bringt hoffentlich Florian Krammer. Hallo!

Hallo!

Bevor wir starten, stell dich doch ein bisschen kurz vor.

Ja, also ich bin Virologe an der „Icahn School of Medicine at Mount Sinai“, das ist eine medizinische Universität in New York.

Aber wenn wir das jetzt mit der normalen Influenza, also der Grippe, vergleichen, da gibt es ja auch schon schon länger eine Impfung, da sind aber nur, ich glaube in Österreich 8 Prozent der Menschen geimpft, aber, also da gibt es bei weitem keine Herdenimmunität, aber trotzdem kommt's nicht zu diesen, also ich glaube es sterben auch im Jahr an die 1000 Leute an der Grippe in Österreich, trotzdem kommt's nicht zu diesen großen Lockdowns. Und das „Business as usual“ wird völlig auf den Kopf gestellt. Kannst du uns nochmal kurz erklären, warum, warum das so anders ist wie jetzt bei anderen Viren.

Na wie gesagt, es gibt schon bei Influenza auch eine gewisse Herdenimmunität. Also es gibt viele, die recht mild sind und es gibt auch viele Leute, äh, die zumindest für kurze Zeit immun sind, bis sich das Virus verändert. Also Influenza verändert sich ja die ganze Zeit, ähm und, wie gesagt, also bei Influenza ist es eben anders, weil wir damit umgehen können, und weil es relativ viele antivirale Medikamente gibt. Und das ist eine andere Situation. Ähm, ja, Influenza wird natürlich auch zu wenig ernst genommen. Aber wie gesagt bei Influenza besteht in einem bestimmten Jahr bei saisonaler Influenza zumindest nicht die Gefahr, dass sich ein Großteil der Bevölkerung infiziert. Also es kommt nicht zu so einem explosionsartigen Wachstum. Man weiß, wann, äh wie lange die Influenza-Saison dauert. Bei einer Influenza-Pandemie mit einem neuen Stamm wäre die Situation natürlich jetzt sehr, sehr ähnlich wie jetzt mit dem Corona-Virus.

Aha. Und weil du gesagt hast, Influenza ist saisonal. Ist es schon absehbar, wissen wir das schon, wie das beim neuen Corona-Virus aussieht? Kann man erwarten, jetzt kommt der Sommer, jetzt werden sich weniger Leute anstecken?

Man kann spekulieren. Und man kann spekulieren, weil wie gesagt, es gibt vier humane Corona-Viren, die grippale Infekte auslösen, und die sind saisonal, also die infizieren großteils im Herbst, im Winter und im Frühjahr, aber weniger im Sommer. Wie das jetzt mit dem neuen Corona-Virus aussieht, ist nicht klar. Es ist schwer vorzustellen, dass das Virus einfach verschwindet. Es kann aber sein, dass die Rate an Infektionen ein bisschen niedriger ist. Das hat jetzt vielleicht nichts damit zu tun, dass die direkte Übertragung von Mensch zu Mensch geringer ist, aber es gibt natürlich auch indirekte Übertragung. Man kann sich das so vorstellen: Wenn das Virus auf Oberflächen landet – Sie haben das früher angesprochen – in der U-Bahn oder auf Handys oder auf Gegenständen. Wenn es kalt ist, überlebt das Virus viel länger als wenn es warm ist. Wenn es draußen 30 Grad hat, überlebt das Virus auf einer Oberfläche nur sehr sehr kurze Zeit. Also wenn es wärmer ist, gibt es natürlich einen negativen Effekt auf einen der Infektionswege. Inwieweit das jetzt wirklich helfen wird und inwieweit Fälle zurückgehen, da kann man nur drüber spekulieren. Das wissen wir noch nicht.

Wie das Home-Office gelingen kann. Fallen und Chancen der digitalen Heimarbeit



[A] Interview | Ö1, Digital.Leben, 19.3.2020 |
Redaktion: Sarah Kriesche | 3 min 56 sec



Für manche ist das Home-Office recht schnell gekommen. Über Nacht wurde das Wohnzimmer zum Büro. Mancher musste erst seinen privaten Computer updaten, damit er per Skype in der Gruppe mit Kolleginnen und Kollegen reden kann. Es gibt aber glücklicherweise Erfahrungswerte, wie die digitale Heimarbeit gelingen kann, sofern man nicht auf die Mythen hereinfällt.

Papa! Kannst du mir helfen?

Komme schon!

Ein Beitrag von Sarah Kriesche über Fallen und Chancen des Home-Office.

Für viele ist das Arbeiten von zu Hause aus wohl eine neue Erfahrung, auch wenn Home-Office selbst nicht neu ist und zum Beispiel in der IT-Branche eine oft vielgepriesene Normalität darstellt. Bei Vergleichen des derzeitigen quasi „Zwangshome-Office“ mit etablierten Modellen sollte man vorsichtig sein, mahnt der Wirtschaftsinformatiker Ulrich Remus von der Universität Innsbruck.

Transkriptionen | 02

Das ist kein freiwilliges, sondern das ist ein verordnetes Home-Office, sprich, die Mitarbeiter, die sind ins kalte Wasser geschmissen worden und die müssen jetzt sozusagen schwimmen. Viele haben ja überhaupt gar keine optimalen Home-Office-Möglichkeiten, haben sich nicht irgendwie vorbereiten können, haben kein eigenes Zimmer, wo sie ungestört arbeiten können, also all die Dinge, die werden im Regelfall vorab geklärt und koordiniert. Das ist jetzt eben in diesem Szenario nicht der Fall.

Vor allem durch die Vielzahl an Möglichkeiten, um den digitalen Arbeitsalltag zu erhalten, wird der Austausch untereinander sogar wichtiger denn je. Denn die neuen Formen des Miteinanders brauchen Regeln, die man erst finden und auch einhalten muss. Etwa, wann und wie lange man erreichbar ist, aber auch auf welchen Plattformen sich Teams, etwa für Besprechungen, treffen sollen.

Besonders im Erstellen von klaren Regeln und Erreichbarkeiten kann man einer der größten Fallen des Home-Office entgegenwirken. Entgegen dem Mythos, dass man in der Heimarbeit mehr faulenzten würde, steigt die Produktivität nämlich zumeist an.

Es ist sogar so, dass Kollegen im Home-Office viel stärker zur Selbstausbeutung neigen. Sie haben oft ein schlechtes Gewissen, nicht genügend viel zu arbeiten, und das ist schon wirklich ein Problem.

Auch der Mythos, dass man zuhause ungestörter arbeiten könne, hält nicht, so Remus. Im Gegenteil: Der fließende Übergang von Beruflichem und Privatem kann das Stresslevel enorm erhöhen, besonders, wenn zum Beispiel das Smartphone ständig läutet oder Kinder gelangweilt durch die Wohnung flitzen.

Das fordert wirkliche auch eine starke Disziplin in der Planung von Zeitfenstern, also, wer kann wann auch wirklich arbeiten, ungestört, das braucht eine gute Abstimmung mit dem Partner, eine regelmäßige Abstimmung, gute Kommunikation, und ja, und nicht selten gibt es da natürlich dann ein großes Konfliktpotential.

Generell bietet das Arbeiten von zuhause aus, so es gut geplant ist, viele Möglichkeiten, um flexibler und unabhängiger zu sein. Besonders in Berufen, wo Teamarbeit und Kommunikation gefragt sind, braucht es aber – Heimarbeit hin oder her – einen regelmäßigen Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, sei es der Schwatz in der Kantine oder Besprechungen von Angesicht zu Angesicht.

Es geht da natürlich auch um die Grenzen der Technologie. Man muss ehrlich sagen, ich meine, eine Telekonferenz kann nie ein Face-to-Face-Meeting ersetzen, wo man sich gegenüber sitzt und in die Augen schaut und ... Kaffeerunden sind auch extrem wichtig für den sozialen Austausch, auch für den Austausch von Wissen, von informellem Wissen, und die sind natürlich auch nicht durch IT in irgendeiner Weise ersetzbar.

Und wenn Sie nicht in die Jogginghosen fallen: Ziehen Sie sich auch für die Heimarbeit öffentlichkeitstauglich an.

Klimawandel: Cartoons und Fakten für Instagram



[A] Bericht | Ö1, doublecheck, 3.1.2020 |

Redaktion: Stefan Kappacher, Nadja Hahn |

2 min 20 sec



Der 21-jährige Wiener Eric Steinberger studiert an der renommierten Universität in Cambridge in England und hat die Online-Informations-Plattform „Climate Science“ gegründet. Ein kleines Team postet vor allem auf Instagram Info-Animationen zum Thema. Zu sehen ist die Erde als Cartoon, mit Füßchen und Ärmchen und einem Sprössling auf dem Kopf – in unterschiedlichen Situationen. Auf den Bildern ist zum Beispiel zu lesen: „Wieso ist eine CO₂-Steuer so wichtig?“ oder „Plastik ist schlecht! Sind die Alternativen besser?“ Vor vier Monaten haben Steinberger und seine Kollegin Isabel Key damit angefangen.

Im Endeffekt aus dem Frust, dass es nichts gab, das den Klimawandel gleichzeitig, auf einmal verständlich, interessant, korrekt und komplett erklärt hat

„Vertrauen in die Wissenschaft stärken, das ist die Grundlage dieser Postings“, sagt Steinberger. Unter den Cartoons ist ein langer Text mit Quellenangaben. Sie führen meist zu wissenschaftlichen Texten der Cambridge-Forscher.

„Wenn wir jetzt irgendetwas über Kernkraft sagen und jemand hat aber eine andere Meinung, dann kann der sagen: ‚Hm, soll ich denen jetzt wirklich vertrauen? Ich schau mal, wo die das herhaben.‘ Und wenn die dann in diese wissenschaftlichen Publikationen reinschauen und sich vielleicht sogar anschauen wollen, von wem diese wissenschaftlichen Publikationen finanziert wurden, dann baut man darauf schon mehr Vertrauen auf.“

Damit das überhaupt gelesen werde, müssten die Postings witzig, unterhaltsam und emotional sein.

„Da wir ungerne polarisierende Ausdrücke in den Posts selber verwenden wollen, haben wir beschlossen, dass wir das Ganze mehr über die niedrigere Schiene kommunizieren. Also, unsere Cartoons sollen die Aufmerksamkeit erst einmal empfangen von den Nutzern und dann auf den wissenschaftlichen Beitrag, der direkt daruntersteht, lenken.“

„Die Postings kommen gut an. Den Climate-Science-Instagram-Account gibt es in fünf Sprachen. Der englischsprachige Account hat bereits 60.000 Abonnenten und pro Woche rund 300.000 Leser“, sagt Steinberger.

Derzeit arbeitet er mit seinem Team noch ehrenamtlich, er wolle aber eine NGO gründen. Das nächste Projekt: Eine App für Schulen. Ein spielerischer Zugang zur Kommunikation komplexer Themen. Sein Ziel: Kinder sollen ihre Eltern überzeugen können.

Transkriptionen | 03

Im Insektenparadies. Der naturnahe Garten als Lebensraum



[A]* Reportage | Ö1, Moment, 23.4.2019 |

Redaktion: Lothar Bodingbauer | 2 min 19 sec



Vom Leben und Überleben der Insekten im eigenen Garten

Jeder Quadratmeter zählt. Wenn jeder von uns in seinem Rahmen den Garten nicht so durchpflegt, auf Chemie verzichtet, wenn jeder in seinem Rahmen das Beste gibt, hilft das der Natur schon.

Wer seinen Garten immer schön zusammenräumt, verblühte Blumen rasch entsorgt, alte Bäume nicht verrotten lässt und Laub zusammenträgt, der macht es Insekten schwer, sich wohlfühlen. Gerade die kleinen Hausgärten sind aber ein wichtiger Lebensraum für Insekten. Gartenbesitzer sollten das alles daher etwas gelassener sehen, meinen ökologisch bewusste Gärtnerinnen und Gärtner. Ein naturnaher Garten ist oft auch weniger Arbeit. Lothar Bodingbauer hat sich unter Gärtnern umgehört.

Zu Besuch bei Katja Hintersteiner in Linz. Mutter von zwei Kindern, Ökologin, sie kennt sich aus in ihrem Garten.

Gut. Klein, fein. Da hamma ein bisserl was Bienenfreundliches angepflanzt. Da kommt jedes Jahr was Neues dazu, die Frühblüher sind schon fast verblüht, die nächsten Frühjahrsblüher kommen, die Tulpen, Narzissen, und jetzt wird's dann bald ein blaues Meer von Iris und Schwertlilien da herinnen werden.

Zwischendurch einige Stufen, der Garten von Familie Hintersteiner zieht sich als Rasen einen sanften Hang hinunter. 20 Autos könnten hier theoretisch parken. Immer wieder Flächen mit ungemähter Wiese, Zonen mit Brennesseln, offene Erde, im Schatten Moos. Unten liegt nahe der Bahnhof von Linz. Ein Stadtgarten, und trotzdem es summt und zappelt überall in diesem Garten, es sprießt.

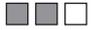
Da drüben hamma Brombeeren, Himbeeren, hamma do, und do is meine Sandkiste, das war der Spielplatz der Kinder, lange Zeit, da war dann tatsächlich hinten über die ganze Länge ein Baumstamm, der über die Jahre verrotten durfte. Das war Lebensraum für Ameisen, Käfer, et cetera. Man siagt hier noch die Reste von einem Stamm, wo wir lange Zeit draufsessn sind und du siagst wie die Tiere dran arbeiten, wie die Pilze dran arbeiten, wie er sich zersetzt.

Typisch Bub, typisch Mädchen? Vorurteilen auf der Spur



[A]* Reportage | Ö1 Kinderuni, 5.3.2020 |

Redaktion: Tanja Malle | 3 min 49 sec



Was ist eigentlich der größte Unterschied zwischen Männern und Frauen?

Also der größte Unterschied zwischen Männern und Frauen ist die Körpergröße, das ist eigentlich der einzige wirkliche Unterschied, wo wir sagen können, der ist auf jeden Fall da, zwischen Männern und Frauen. Bei allen anderen Sachen ist es so, dass Männer untereinander viel unterschiedlicher sind und Frauen untereinander viel unterschiedlicher sind, als wenn man jetzt diese beiden Gruppen vergleicht.

Warum sind die meisten Männer größer als Frauen?

Das hat auch vor allem biologische, also hormonelle Unterschiede, sind das, die dafür sorgen, dass das Wachstum größer ist, das sind die Hormone.

Buben lieben Autos und sind mutig und Mädchen spielen am liebsten mit Puppen und sind ruhiger, heißt es auch heute noch oft. Solchen Aussagen kann Ö1-Kinderuni-Reporter Lorenz wenig abgewinnen. Er sei nicht allzu mutig.

„Ich habe eigentlich schon Angst vor der Dunkelheit.“

Wenn dann aus Kindern Erwachsene werden, gibt es zu hören, dass Frauen schlechter einparken würden und Männer nicht gut zuhören können.

Aber stimmt das, was man über den typischen Buben oder das typische Mädchen, den typischen Mann oder die typische Frau erzählt bekommt?

„Nein“, sagt dazu die Psychologin Julia Holzer von der Universität Wien. Sie und die Ö1-Kinderuni-Reporter und -Reporterinnen Lorenz, Katharina, Jolanda und Klaus nehmen gängige Annahmen beziehungsweise Vorurteile über Buben und Mädchen unter die Lupe.

Wie kommt es überhaupt dazu, dass Mädchen oder Buben andere Sachen mögen? Ist es so, dass alle Mädchen einfach Rosa mögen, oder ist es – sagen wir so, weil die anderen das machen?

Also es ist auf jeden Fall nicht angeboren, dass Mädchen lieber Rosa und Buben lieber Blau mögen. Das ist auf keinen Fall so. Da können wir uns wirklich schon ganz sicher sein, aber: Wenn wir uns zum Beispiel schon in den Baby-Abteilungen von Gewandgeschäften umschaun, da sieht man meistens schon ganz klar und deutlich, da ist die Buben-Abteilung eher Blau, die Mädchen-Abteilung ist vielleicht eher Rosa. Und das fängt oft schon am ersten Tag nach der Geburt an, dass diese Farben schon vermehrt getragen werden, dass man Mädchen so typisch mädchenhafte

Transkriptionen | 04

Sachen schenkt. Auch vielleicht bei Büchern, dass dann vielleicht eher die Prinzessinnenbücher oder die Puppen eine größere Rolle spielen, die Buben vielleicht dann eher Geschenke bekommen, die in Richtung Autos gehen oder – weiß ich nicht – Dinosaurier. Mädchen bekommen eher glitzernde rosa Sachen. Dadurch, dass man eben schon von ganz kleinem Alter mit diesen Sachen konfrontiert wird, bildet sich das eben im Laufe der Zeit so aus, dass man das vielleicht dann auch lieber mag.

Soweit der eine Grund, also die Erziehung und der unmittelbare Einfluss des Umfeldes. Also die Gesellschaft, in der wir leben. Und dann gibt es – so Julia Holzer – noch einen zweiten, wesentlichen Grund:

Beziehungsweise, wenn ich eben gerade dabei bin, als junger Mensch mich zu finden, dann eben spielt eben das Geschlecht auch zunehmend in der Pubertät eine große Rolle, um eben meine Selbstsicherheit auch zu erhöhen, greife ich dann eher auch zu Sachen, die typisch für mein Geschlecht sind.

Kinder am Handy



[A] Dialog | Österreichischer Integrationsfonds,
März 2020 | Redaktion: Team Veranstaltungen &
Publikationen/Team Spracherwerb | 1 min 15 sec



Eine Mutter: Sag mal, wie ist das bei euch? Ihr habt ja ein kleines Kind. Lasst ihr es mit dem Handy spielen?

Ein Vater: Meine Frau und ich möchten nicht, dass unser Kind schon so früh mit dem Handy spielt. Aber in manchen Situationen ist es echt praktisch, wenn man eins bei der Hand hat und unseren Paul damit beschäftigen kann.

Mutter: Ja, das kenne ich! Gestern war ich auf der Post. Wir haben ewig gewartet. Meine Antonia war irgendwann dann schon so gelangweilt, dass sie angefangen hat herumzuquengeln. Sie hat sich erst beruhigt, als ich ihr ein Musikvideo für Kinder vorgespielt habe.

Vater: Es gibt auch ganz nette Sachen für Kinder im Internet. Aber wir sind trotzdem vorsichtig mit der Nutzung.

Mutter: Ich weiß, was du meinst. So ganz recht ist mir das auch nicht. Ich möchte nicht, dass mein Kind das Handy regelmäßig nutzt. Aber ab und zu drücke ich aber ein Auge zu. Ich habe ein paar kindgerechte Seiten mit Liedern und Videos für Kinder entdeckt. Die finde ich ganz okay. Aber so unkontrolliert lasse ich sie nicht am Handy spielen.

Vater: Kannst du mir die Seiten mal zeigen?

Mutter: Ja, schau mal. Diese ist zum Beispiel ganz nett.

Corona und die Supermärkte



[A]* Reportage | Ö1, Journal Panorama, 26.3.2020 |
Redaktion: Paul Lohberger | 3 min 22 sec



Guten Abend! Eine Berufsgruppe mit wenig Prestige ist in den vergangenen Wochen ins Rampenlicht gerückt. Es geht um Supermarkt-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter. Freitag, der 13. März 2020, wird in die österreichische Einkaufsgeschichte eingehen. Der Lebensmittelhandel machte an diesem Tag Rekordumsätze, stieß aber auch an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Die angekündigten Ausgangssperren aufgrund der Corona-Krise und Falschmeldungen im Internet sorgten im ganzen Land für Hamsterkäufe in bisher unbekanntem Ausmaß. Nudeln, Toast und Klopapier etwa waren gefragt wie noch nie. Paul Lohberger hat hinter die Kulissen der Lebensmittelversorger geschaut.

An der Kasse in einem großen Supermarkt in Wien Hernals. Es ist Montag, 16. März, am späten Vormittag. Hier im Markt herrscht reger, aber nicht übermäßiger Betrieb. Ein paar Regalmeter hinter den Kassen werden die Pastaregale neu befüllt, mehrere Leute arbeiten flott zusammen. Ein Großteil war offenbar ausverkauft. Hier kann man noch erahnen, was am Freitag zuvor, zufällig dem 13., los war. Im großen Markt stellten sich die Menschen vor den Kassen fast 50 Meter bis zurück zur Fleischtheke an.

Menschen posteten Bilder von leeren Regalen in den sozialen Medien. Am Montag ist davon nur mehr wenig zu bemerken. Nachmittags in einem anderen, eher kleinen Markt. Die Musikberieselung ist fröhlich, Klopapier ist auch da. Sorgen muss man sich hier keine machen. Bei den Dosentomaten ist etwas wenig da, aber es wird auch nachgeschlichtet. Die Chefin hilft selbst mit.

Waren Sie hier am Freitag da im Supermarkt? Wie war das?

Na ungewohnt.

Haben die Leute hier auch so viel gekauft?

Ja, Toilettenpapier, Nudeln, Reis, alles was da war.

Samstag auch wieder, oder?

Nicht so wie am Freitag, also Freitag war so der höchste Punkt.

Es hat niemand im Handel mit so etwas gerechnet, niemand.

Falschmeldungen, die in den sozialen Medien kursierten, ließen die Emotionen hochgehen. Nicht nur in Wien war der Freitag ein extremer Tag, die österreichische Gesamtperspektive rekapitulierte am Montag darauf Nicole Bergmann von Spar:

Am meisten nachgefragt war tatsächlich das Klopapier. Da haben wir also eine unglaublich vielfache Menge von dem verkauft,

Transkriptionen | 05

was wir normalerweise verkaufen. Da war wirklich gar nichts mehr zu kriegen, nicht ein Blatt. Jetzt allerdings, darf ich gleich ergänzen, ist alles wieder nachgefüllt, für Nachschub gesorgt. Und das andere waren eigentlich die Produkte, die man gut lagern kann, also eh die üblichen Produkte, die in den vergangenen Wochen auch schon verstärkt verkauft wurden: Nudeln, Reis, Fertiggerichte, Tiefkühlgerichte und dergleichen.

Es haben sich in den anderen Filialen auch, habe ich gehört, die Leute geschlagen, um das Toilettenpapier.

Der gesamte Lebensmittelhandel wurde am Freitag, den 13.3.2020, von Kunden überrannt. Für Spar war es der umsatzstärkste Tag der Firmengeschichte.

Seit wann gibt es Fake News? Falschinformationen und Gerüchte im Alten Rom



[A]* Reportage | Ö1 Kinderuni, 26.3.2020 |
Redaktion: Tanja Malle | 2 min 41 sec



Sprecherin: Zurück in die Antike. „Ein sehr bekanntes Beispiel für Fake News, die aus politischen Motiven verbreitet worden sind, ist der große Brand Roms“, sagt Sonja Schreiner.

Schreiner: Es war Hochsommer, äh, des Jahres 64 nach Christus, also schon etwas länger her. Es war genau genommen der 18. Juli. Ähm und der 18. Juli, das ist auch schon so ein Punkt, der galt als „schwarzer Tag“ in Rom, weil an diesem 18. Juli über viele Jahre und Jahrhunderte verstreut immer wieder total negative Dinge passiert sind.

Sprecherin: Rom war voll von brennbarem Material und voller offener Kochstellen. Die Häuser waren auch noch eng aneinandergelagert. Das heißt: Feuer konnte sich damals leicht ausbreiten.

Schreiner: Und äh zu diesem Zeitpunkt war eben Nero Kaiser, er war das da schon ein paar Jahre lang. Äh und er hatte nicht unbedingt den besten Ruf ähm und dann gab es natürlich Leute, die gesagt haben: Das war er. Ähm, er möcht' eine neue Ziegel- und SteinStadt errichten, er braucht, sozusagen, „Brandrodung“, jetzt einmal ganz frech gesagt, um eben freie Flächen äh zu kriegen. Man weiß heute, dass das nicht so passiert ist. Nero war zu dem Zeitpunkt nicht einmal in Rom, was ja kein Hindernis gewesen wäre, er hätt's ja befehlen können. Ähm, man weiß viel mehr, dass er sehr wohl Katastrophenschutzmaßnahmen äh ergriffen hat, aber trotzdem hat sich eben, aufgrund der Darstellung in einigen historischen Quellen, hat man sich gedacht, das passt so schön dazu, dass ein Mann, der generell einen gewissen Hang zum Verbrechen und zum Irrsinn hat, oder zumindest so gezeichnet wurde, dass er das auch noch getan hat.

Sprecherin: Andere wiederum versuchten, den Großbrand den

Christen in die Schuhe zu schieben.

Schreiner: Die, die Bewegung des Christentums war zu diesem Zeitpunkt erst ein paar Jahrzehnte alt, also ganz, ganz frisch, ganz jung, ah aber schon erkennbar eine große, große Konkurrenz zu diesem traditionellen alten römisch-griechischen Götterglauben, einfach, weil die Menschen ähm halt einfach, einfach Sehnsucht hatten nach einer Religion, die ihnen mehr bietet, als was ihnen die olympischen Götter bieten konnten. Und des war dann eine ganz fürchterliche Sache, weil man natürlich dann auch dazu übergegangen is', ähm diese Menschen zu verfolgen und zu töten, weil man sie zu Sündenböcken gestempelt hat.

Leben mit dem Corona-Virus



[A] Dialog | Österreichischer Integrationsfonds,
März 2020 | Redaktion: Team Veranstaltungen &
Publikationen/Team Spracherwerb | 1 min 49 sec



Jan: (Läuten/Handy-Klingelton) Hallo Sabine!

Sabine: Hallo Jan! Wie war das Einkaufen mit Maske?

Jan: Gewöhnungsbedürftig! Aber nicht so schlimm, wie ich dachte.

Sabine: Ich weiß nicht, ob ich mich daran gewöhnen werde. Ich gehe erst morgen einkaufen. Wie funktioniert die Verteilung der Masken vor dem Geschäft?

Jan: Du, ich weiß nicht, ich habe selbst eine genäht. Aus Baumwollstoff. Die kann man dann waschen und wiederverwenden. Und für die Umwelt ist das auch besser. Ich war erst am Abend einkaufen, da hat niemand mehr Masken verteilt.

Sabine: Verstehe. Das mit dem selber Nähen ist eine gute Idee! Vielleicht mache ich das auch.

Jan: Bequem ist so eine Maske nicht. Aber wenn es etwas bringt, dann ist es ja gut. Im Geschäft ist es nicht einfach, den Abstand zu anderen einzuhalten. Manche achten da gar nicht darauf! Ich habe mich schon öfter gewundert, wie egal das manchen Menschen ist.

Sabine: Ja, stimmt. Wie geht es eigentlich deinem Nachbarn? Den hat es ja erwischt.

Jan: Es geht ihm schon besser. Aber wir meiden momentan jeden Kontakt, damit niemand angesteckt wird. Wir telefonieren ab und zu. Sag: Du hast ja erzählt, dass eine Freundin von dir wegen der Corona-Krise ihren Job verloren hat. Wie geht es ihr jetzt?

Sabine: Sie ist arbeitslos gemeldet und hofft, dass sie nach dem Ende der Krise wieder angestellt wird. Das Unternehmen hat momentan keine Aufträge und macht keinen Gewinn. Die Firma kann keine Gehälter auszahlen. Aber sie hat eine fixe Zusage,

Transkriptionen | 06

dass sie wieder eingestellt wird.

Jan: Na wenigstens was! Wollen wir morgen wieder telefonieren? Ich muss jetzt noch mit meinem Kind die Aufgaben machen.

Sabine: Ja, sicher! Bis morgen!

Jan: Tschüss! Bis morgen!

Ein Instrument lernen



[A] Dialog | Österreichischer Integrationsfonds,
März 2020 | Redaktion: Team Veranstaltungen &
Publikationen/Team Spracherwerb | **1 min 43 sec**



Tochter: Ich würde gern ein Instrument spielen können!

Vater: Oh, das ist eine gute Idee! Welches Instrument möchtest du denn erlernen?

Tochter: Ich weiß nicht ... da bin ich noch am Überlegen ...

Vater: Ok, warum möchtest du denn ein Instrument spielen können?

Tochter: Ich höre gern Musik und ... ich möchte nicht nur passiv Musik hören, ich möchte auch aktiv etwas machen. Ich glaube, dass mir das Spaß machen würde. Und in der Schule mag ich den Musikunterricht auch so gern.

Vater: Ja, das macht dir bestimmt viel Freude. Selbst ein Instrument spielen zu können, ist etwas Besonderes. Aber man muss auch viel üben.

Tochter: Ja ich weiß, man sollte sogar jeden Tag üben. Aber ich schaffe das.

Vater: Sehr gut! Du könntest vielleicht mit Blockflöte beginnen oder lieber mit Klavier?

Tochter: Hmm ... Ich denke da eher an Schlagzeug oder ... oder Trommeln. Gibt es eigentlich auch Unterricht, um trommeln zu lernen?

Vater: Ich denke schon, dass es Trommelkurse gibt. Es gibt ja so viele Musikschulen, auch in unserer Nähe. Weißt du was? Wir setzen uns am besten gemeinsam vor den Computer und suchen im Internet. Dann sehen wir, welche Musikschulen es gibt und was sie so alles anbieten.

Tochter: Okay, ja, machen wir das!

Vater: Wenn du das Angebot einmal kennst, dann kannst du dich ja für ein bestimmtes Instrument entscheiden, oder?

Tochter: Ja, stimmt. Vielleicht weiß ich dann mehr. Hmm, ich

könnte natürlich auch Gitarre lernen. Oder ...

Vater: Na komm, schauen wir uns einmal das Angebot an.

Musik als Medizin



[A]* Reportage | Ö1 Kinderuni, 2.1.2020 |
Redaktion: Anna Masoner | **4 min 31 sec**



Mozart ist für Paul beruhigend wie ein Kuscheltier. Dinge, die ihn ärgern oder stressen, sind weniger schlimm, wenn er die richtige Musik hört. Warum Töne uns so im Griff haben, ist für die Wissenschaft noch ein riesiges Rätsel. Aber es gibt immerhin ein paar Anhaltspunkte. „Also, es ist so, dass angenommen wird, dass in unserem Gehirn Musik auf bestimmte Zentren wirkt, die eben auch mit unserem Stresssystem in Verbindung stehen. Und zum Beispiel gibt's da einen Teil, der nennt sich die Amygdala. Die ist auch ganz wichtig, wenn's um die Stressreaktion geht. Und die hängt auch mit unseren Gefühlen zusammen. Und die steuert auch, wie viel Stresshormone ähm sozusagen ... oder hängt zumindest mit diesen Zentren, die die Stresshormone mitsteuern auch mit zusammen. Und ähm von daher gehen wir davon aus, dass einerseits direkt im Gehirn was passiert, was genau, das weiß die Wissenschaft auch noch nicht, da sind wir noch an der Forschung beschäftigt damit, und dass das wiederum einen beruhigenden Effekt auf unser Herz oder auf die Herzrate haben kann, was wir dann messen können. Oder eben auch auf Stresshormone, die wir im Speicher nachweisen können.“

„Musik wirkt also vermutlich direkt auf unser Gehirn. Und zwar auf bestimmte Teile, die man Belohnungs- oder Spaßzentrum nennt. Werden die stimuliert, produzieren sie Dopamin und andere, sogenannte Neurotransmitter. Wir fühlen uns dann dadurch pudelwohl. Das gleiche passiert, wenn du dich viel bewegst, Schokolade oder Pizza isst. Schöne Musik funktioniert also ähnlich wie unser Lieblingsessen. Die Wirkung von Musik kann sogar so stark sein, dass man sie mit der eines Medikaments vergleichen kann. Wenn man seine Lieblingsmusik hört, braucht man unter Umständen weniger Schmerzmittel.“

„Tatsächlich gibt's dazu auch Untersuchungen, vor allem im Rahmen von Operationen, dass Musikhören sowohl vor, während oder auch nach 'ner Operation 'n geringeres Schmerzerleben bewirkt und sogar teilweise auch weniger Anästhesiemittel oder Schmerzmedikation danach notwendig ist. Beim Zahnarzt gibt's das auch manchmal, dass einige Zahnärzte Musik tatsächlich nutzen um, einerseits natürlich die Angst zu reduzieren, aber eben auch um die Schmerzen mit zu reduzieren.“

Wenn man seine Lieblingsmusik hört, braucht man unter Umständen weniger Schmerzmittel. Nicht schlecht. Aber: Wie hat man das überhaupt herausgefunden? „Wird einem irgendwie mit einer Nadel in den Fuß gestochen, oder sowas?“

„Ne, mit 'ner Nadel nicht, aber ähm wir haben da ein anderes

Transkriptionen | 07

Experiment, und zwar nennt sich das der „Kalte-Wasser-Test“. Und wie der Name schon sagt, brauchen wir dazu 'nen Eimer mit kaltem Wasser, also da sind Eiswürfel drin und Wasser und eine Pumpe, die zirkuliert dann das Wasser. Und unsere Versuchspersonen müssen dann eine ihrer beiden Hände in das kalte Wasser halten. Wir sagen denen, sie sollen das machen, solange sie das aushalten. Und da könnt ihr euch schon vorstellen: Manche, die halten das ganz schön lange aus und andere, für die ist das richtig kalt. Das Wasser hat nämlich eine Temperatur zwischen Null und vier Grad, also sehr, sehr kalt. Wer schon einmal in einem kalten See war, der weiß, wie sich das anfühlt. Genau, und dann messen wir einmal, wie lange die Versuchspersonen das jeweils aushalten und danach auch, wie intensiv dieser Schmerz war. Ähm das heißt, man macht dann ein Kreuz von Null: gar kein Schmerz, bis Hundert: total schmerzhaft, wie das subjektive Empfinden war. Und: Ich muss aber dazusagen, nach drei Minuten brechen wir das dann ab, um einfach sozusagen irgendwelchen Schädigungen direkt vorzubeugen.“

Beruhigend. Aber: Wie macht die Musik das? Wieso hält unser Körper mehr aus, wenn wir ihm die richtigen Töne vorspielen? „Es gibt sozusagen entweder die Theorie, dass das über Ablenkung wirkt. Aber natürlich, wenn man Musik hört, man gar nicht so den Fokus auf den Schmerz lenkt [sic]. Andererseits gibt's aber auch die Theorie, dass das dann direkt auch über das autonome Nervensystem, was ein Teil unseres körperlichen Stresssystems darstellt, wirken kann. Und dann auch 'nen gewissen Entspannungseffekt haben mag und man deswegen den Schmerz länger aushält.“

Beethoven in Baden



[A]* Reportage | Ö1 Kinderuni, 21.8.2016 |
Redaktion: Barbara Zeithammer | 2 min 20 sec



Sprecherin: Ein Musikstück von Ludwig van Beethoven, die 9. Symphonie, ist weltberühmt und auch viele Menschen, die selten oder nie klassische Musik hören, kennen diese Melodie. Es ist der 4. Satz der 9. Symphonie: „Freude schöner Götterfunken“.

Kind 1: Also, ich hab' auch schon „Freude schöner Götterfunken“ gespielt.

Kind 2: Ich hab' auch schon mal „Freude schöner Götterfunken“ gespielt.

Kind 3: Mein Bruder hat schon mal irgendwas von Beethoven auf dem Klavier gespielt.

Sprecherin: Entstanden ist dieses berühmte Werk, das auch die Hymne Europas ist, teilweise in Baden bei Wien.

In Wien hat Beethoven gelebt. Als junger Mann, knapp 20 Jahre alt, hat er seine Heimatstadt Bonn verlassen und ist nach Wien gezogen, wo er bis zu seinem Tod geblieben ist.

In der Kurstadt Baden hat er 15 Sommer verbracht.

Fremdenführerin: Und in dem Haus verbrachte Ludwig van Beethoven drei Sommer.

Sprecherin: Und in diesem Haus, das heute noch steht, in der Rathausstraße 10 in Baden, ist nun ein Museum eingerichtet, das Beethoven-Haus. Es wird auch „Haus der Neunten“ genannt.

Fremdenführerin: Wir gehen mal hoch, in die Wohnung – in die Ferienwohnung –, wo er gewohnt hat.

Sprecherin: Und es ist nicht das einzige Haus, das Beethoven in den 15 Sommern von 1804 bis 1825 bewohnt hat.

Fremdenführerin: Beethoven war kein lustiger Nachbar. Er hat ziemlich geschrien, er war ziemlich chaotisch. Und wenn er in der Nacht den Bedarf gehabt hat, Klavier zu spielen, dann hat er's gemacht. Oft hat er innerhalb einer Woche die Wohnung wechseln müssen und man hat ihn nicht so gerne (gemocht) als Nachbarn. Mhm. Oje! Obwohl er so lieb war und seine Musik so schön gewesen ist. Man muss sich irgendwie benehmen, wenn man Nachbarn hat, man ist ja nicht alleine. Haha.

Sprecherin: Imma Vilalta ist in Spanien geboren. Sie ist Pianistin und Klavierlehrerin und leitet als Kulturvermittlerin Führungen durch das Beethoven-Haus.

Radfahren vor Ort



[A] Kommentar | Radio Freies Salzkammergut,
Klima*Kaleidoskop, 22.3.2020 |
Redaktion: Frau QWe | 3 min 23 sec



Expertinnen entwerfen positive Zukunftsbilder, wie wir alle etwas für den Klimaschutz tun können. Im 5. Teil der Serie erörtert Robert Stögner wie und warum man das Radfahren vor Ort fördern sollte.

Der Straßenverkehr ist eines der größten Klimaprobleme in Österreich. Die klimafeindlichen Gase sind in den letzten Jahren stark angestiegen und nicht, wie notwendig, gesunken. Mobilität ist aber auch klimafreundlich möglich, mit Bus, Bahn, zu Fuß oder eben mit dem Fahrrad. In Oberösterreich wird leider zu wenig Rad gefahren, im Schnitt werden nur etwas mehr als 5 Prozent aller Wege unter der Woche mit dem Rad zurückgelegt. Dabei sind viele unserer Wege sehr kurz. Mobilitätserhebungen zeigen, dass mehr als 40 Prozent der täglichen Autofahrten kürzer als fünf Kilometer sind. Das wären eigentlich typische Raddistanzen.

Was sind die Gründe, dass bei uns so wenig mit dem Rad gefahren wird? Ein wichtiger Umstand ist, dass in den vergangenen Jahrzehnten der Fokus der Verkehrspolitik und der Verkehrsplanung auf den Autoverkehr gerichtet war. Unter der Leichtigkeit und Flüssigkeit des Verkehrs, einem Primat der Verkehrsplanung,

Transkriptionen | 08

wurde und wird leider auch heute noch, vor allem der Autoverkehr verstanden. Dementsprechend wurde in unseren Städten und Gemeinden dem Auto mehr und mehr Raum gegeben. Der Radverkehr spielte lange Zeit nur im Tourismus und als Sportgerät eine Rolle. Das Rad als Verkehrsmittel zur Erledigung der alltäglichen Wege, wie beispielsweise zum Einkaufen, zur Arbeit, zum Fußballplatz oder ins Wirtshaus, war in der Vergangenheit kaum Thema. Dabei bringt das Radfahren viele Vorteile für jeden Einzelnen, Stichwort Bewegungsmangel. Mit dem Rad lässt sich die Bewegung ganz leicht in den Alltag integrieren. Die Fahrt nach der Arbeit nach Hause führt zu Stressabbau und macht den Kopf frei. Die Fahrt mit dem Rad ist auch gesünder. Beschäftigte, die mit dem Rad fahren, haben im Schnitt zwei Krankenstandstage weniger im Jahr. Das ist bei Betrieben mit 1.000 Beschäftigten viel Geld.

Aber auch Gemeinden profitieren vom Radverkehr: Weniger Lärm und eine bessere Luft in den Wohngebieten, mehr Platz und Lebensraum, vor allem in den Ortszentren. Nicht zuletzt ist der Radverkehr das sicherere Verkehrssystem. Autos bringen potentiell Lebensgefahr in den Lebensraum. Das ist wichtig zu erwähnen, weil das Rad vielfach als gefährliches Verkehrsmittel wahrgenommen wird. Diese Sicht wird auch unterstützt durch Medienberichte und der gängigen Verkehrssicherheitsdebatte. Das autogerechte Kind ist oft Ziel der Verkehrssicherheitspolitik, nicht das kindergerechte Verkehrssystem. Dabei zeigt sich, wenn mehr Rad gefahren wird, nehmen die Radunfälle sogar ab.